

Andreas Mertin

Staub – Erde – Vergänglichkeit

„Vorübergehend ist also alles in der Geschichte; die Aufschrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verwesung. Wir treten den Staub unsrer Vorfahren und wandeln auf dem eingesunkenen Schutt zerstörter Menschenverfassungen und Königreiche. Wie Schatten gingen uns Ägypten, Persien, Griechenland, Rom vorüber, wie Schatten steigen sie aus den Gräbern hervor und zeigen sich in der Geschichte.“ Was Johann Gottfried Herder (1744-1803) in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ so beeindruckend beschreibt, hat die Menschen von früh an interessiert: Wie lässt sich das Verhältnis von Vergänglichkeit und Ewigkeit, von Geschichte und Fortschritt beschreiben? Ist das, was wir als Menschen erschaffen, nicht nur vorläufig, zufällig und beliebig? Ist nicht, wie Mephistopheles im Faust formuliert, alles, was entsteht, wert, dass es zugrunde geht? „Die Ursache dieser Vergänglichkeit aller irdischen Dinge“, so fährt Johann Gottfried Herder in seinen Überlegungen fort, „liegt in ihrem Wesen, in dem Ort, den sie bewohnen, in dem ganzen Gesetz, das unsre Natur bindet. Der Leib der Menschen ist eine zerbrechliche, immer verneuerte Hülle, die endlich sich nicht mehr erneuern kann; ihr Geist aber wirkt auf Erden nur in und mit dem Leibe. Wir dünken uns selbständig und hängen von allem in der Natur ab; in eine Kette wandelbarer Dinge verflochten, müssen auch wir den Gesetzen ihres Kreislaufs folgen, die keine andre sind als Entstehen, Sein und Verschwinden. Ein loser Faden knüpft das Geschlecht der Menschen, der jeden Augenblick reißt, um von neuem geknüpft zu werden. Der klug gewordene Greis geht unter die Erde, damit sein Nachfolger ebenfalls wie ein Kind beginne, die Werke seines Vorgängers vielleicht als ein Tor zerstöre und dem Nachfolger dieselbe nichtige Mühe überlasse, mit der auch er sein Leben verzehret. So ketten sich Tage, so ketten Geschlechter und Reiche sich aneinander. Die Sonne geht unter, damit Nacht werde und Menschen sich über eine neue Morgenröte freuen mögen.“ Man wird den überaus skeptischen Unterton des „Wozu das alles?“ nicht überhören können, der Herders Ausführungen prägt. Aber Herder antwortet darauf knapp und klar: *„Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes*

Schicksal in die Hände gegeben.“ Nicht alles ist dem Staub und der Vergänglichkeit überantwortet.

Wer im Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm den Artikel ‚Staub‘ nachschlägt, stößt neben der Geschichte der Wortform auf eine Fülle von Bestimmungen seiner Bedeutung und seines Gebrauchs, vom Allgemeinen bis zum Besonderen. Schließlich kommt man auch zu dem Abschnitt, der vom „staub als symbol der irdischen art des menschen“ handelt und man erfährt dort: „das christenthum übernahm diese erklärung des rätsels von der menschen-schöpfung aus der anschauung des alten testamentes und hat sie in lehre und gottesdienst bis heute bewahrt, von hier aus die gedankenwelt unserer sprache auf das stärkste beeinflussend.“ Tatsächlich wird dann auf den folgenden Seiten des Lexikons dezidiert gezeigt, wie die biblische Auffassung, dass die Menschen von Gott aus dem Staub und aus der Erde erschaffen wurden, die gesamte deutsche Literatur durchzieht.

Ziehen wir also zunächst zum besseren Verständnis ein Theologisches Handwörterbuch zum Alten Testament zu Rate. Dort werden wir im Kontext des Wortes עפר (Staub) mit der vom so genannten Jahwisten (J) formulierten Vorstellung konfrontiert, „dass der Mensch aus עפר gebildet ist und erst durch den von Gott eingehauchten Lebensodem zu einem Lebewesen wird ... Diese Vorstellung ist vor allem im Psalter und bei Hiob aufgenommen worden, mit der schon bei J ausgedrückten Absicht, die Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Menschen vor Jahwe vor Augen zu führen. Der Mensch ist Staub und kehrt zum Staub zurück ... So setzt das AT den Toten dem Staub gleich, nennt die Toten ‚die im Staub wohnen‘, ‚die im Staubland schlafen‘ und bezeichnet die Sterbenden als ‚die sich in den Staub betten‘, ‚die zum Staub hinabsteigen, niedersinken‘.“[Art. Staub] Die biblischen Schriften zeichnet somit eine überaus realistische und zugleich metaphorische Sprachweise aus, die aber keinesfalls verklärend oder verdunkelnd mit der Vergänglichkeit des Menschen umgeht: „Die Menschen haben keinen Vorrang vor den Tieren. Denn alles ist häwäl – alles vergeht. Alles geht zu einem einzigen Ort. Alles ist aus Staub entstanden, und alles kehrt zum Staub zurück.“ (Kohélet 3, 19f.)

Von hier aus nimmt die Verbindung von Staub, Erde und Vergänglichkeit ihren Weg in die deutsche Literatur, zunächst oftmals in nur formelhaften Wendungen, die das

reproduzieren, was die biblischen Texte schon vorgeben. Bei Hans Sachs (1494-1576) heißt es Anfang des 16. Jahrhunderts: „du bist gemacht ausz staub und erden, zu staub solt du auch wider werden.“ Und der Renaissanceschriftsteller Georg Rodolf Weckherlin (1584-1653) kann es noch knapper formulieren: „die jhr aus staub gemacht zu staub solt wider werden.“ Ganz ähnlich schreibt Friedrich Gottlieb Klopstock (1724-1803): „bist du nur gebildeter staub, sohn des Mays, so werde denn wieder verfliegender staub.“

Diese sprachliche Formel kann freilich bis in die Gegenwart in doppelter Hinsicht verwendet werden: als Begrenzung des einfachen Menschen mit dem Hinweis, dass er ja nur aus Staub und damit eben auch nur Staub sei; oder als emanzipatorischer Hinweis, dass schließlich alle Menschen (einschließlich der Herren und des Klerus) aus Staub und damit vergänglich seien. Die Gebrüder Grimm zitieren dementsprechend in ihrem Deutschen Wörterbuch einen Text vom Beginn des 18. Jahrhunderts: „darwider aber wenden die quacker und andere feinde der weltlichen obrigkeit ein, und sagen: wir sind alle aus einerley staub und blut gemacht, dahero ist auch einer so gut, als der andere.“ Staub ist daher auch eine subversive Kategorie, wie Jahrhunderte später in einem Briefwechsel um den theologischen Begriff des Staubs zwischen dem evangelischen Theologieprofessor Helmut Gollwitzer und der in Stammheim einsitzenden Terroristin Gudrun Ensslin deutlich wird: „Staub ist der mächtige Beton in unseren Städten, es ist aber auch in uns Staub, der sich empören wird.“ (überliefert von Negt/Kluge, Geschichte und Eigensinn, Frankfurt 1981, S. 1020.) Derartige herrschaftskritische Nebentöne des Staubes finden sich auch schon im 17. Jahrhundert bei Georg Rodolf Weckherlin:

„jhr herren, die ihr hie auf erden
euch achtet hoch den göttern gleich,
und doch, wie immer grosz und reich,
zu staub und erden müsset werden.“

Eine stärkere Verbindung Wortes Staub mit der Vorstellung des „gestorben sein, tot liegen, im grabe vermodern, verwesen“ tragen weitere Zitate aus der deutschen Literatur. So heißt es bei dem protestantischen Dichter Paul Gerhardt, dessen 400. Geburtstag wir 2007 feiern:

„was werden dir denn frommen
die aussgedorrten bein

und der elende staub,
zu welchem in der erden
wir werden.“

Auffällig ist, dass in der Literatur neben der Betonung des vergänglichen und dem Staube gewidmeten Leibes, sich im Gegenzug eine Feier des unvergänglichen Geistes findet: „das beste in mir zieht sich zusammen – das übrige zerfällt in erbärmlichen staub“ schreibt Novalis (1772-1801). Und bei Johann Heinrich Voss (1751-1826) heißt es:

doch herrschend ragt in seiner stärke
der geist, von staub umhüllt,
das wunder deiner wunderwerke,
der mensch, dein ebenbild.

Gleichzeitig ist die deutsche Literatur aber auch, entsprechend ihrer Prägung im ‚christlichen‘ Abendland, durchzogen von der Vorstellung der Auferstehung aus dem Staub, also davon, dass mit dem Tod nicht alles zu Ende sei: „ja bey unserm staube, der einst der unsterblichkeit aufwacht“ heißt es bei Klopstock und noch euphorischer, wir seien „staub, dem einst posaunen ertönen.“ Im deutschen Kirchenlied dichtet Gottfried Benedict Funk (1734-1814)

unsern staub mag staub bedecken,
du wirst ihn herrlich auferwecken,
der du des staubes schöpfer bist.
du wirst unvergänglich leben
und kraft und herrlichkeit ihm geben,
dem staube, der dir teuer ist.

Der Staub, der Gott teuer ist, scheint mir dabei als ein wichtiges korrektives Element in der Literatur. Während ein guter Teil der Texte die Bedeutungslosigkeit des Staubes hervorhebt, die Demütigung, im Staub zu kriechen, und die Notwendigkeit, den Staub von den Füßen zu schütteln, ist ein anderer Teil daran interessiert, noch dem kleinsten Staubkorn auf der Erde Bedeutung zuzuweisen. Die Verklärung des Gewöhnlichen, die gerade auch die Ästhetik Gottes (und nicht nur die Kunst des 20. Jahrhunderts) auszeichnet, führt dazu, noch dem Geringsten und oft Übersehenen eine zentrale Bedeutung zu zuweisen. Nicht aus dem Staub erhebt sich etwas, sondern der Staub selbst wird erhoben und erhält Aussagekraft.

Die Arbeiten von Madeleine Dietz – insbesondere auch ihr Projekt „*side by side*“ – leben von dieser Ambivalenz des menschlichen Verhältnisses zur Vergänglichkeit, das sich nicht zuletzt im Verhältnis zum Staub und zur Erde konkretisiert. Aus Erde wird ein guter Teil ihrer Werke gebildet und zu Staub wird – hoffentlich erst nach Jahrhunderten – ein Teil ihrer Werke werden. Vergänglichkeit ist somit in ihre Arbeiten konstitutiv inkorporiert. Daher ist es konsequent, die Vergänglichkeit selbst zum expliziten Thema einer Arbeit zu machen. Die Bedeutungen, die Erde/Staub in den Kulturen der Erde, in den Religionen und Mythen der Welt bekommen haben, werden durch „*side by side*“ ins Bewusstsein gerufen und geradezu physisch präsent gemacht. Aber nicht nur kulturgeschichtliche Fakten werden evoziert, sondern es wird die Frage an den Betrachter weitergereicht, wie er seine eigene Vergänglichkeit denkt, welches Verhältnis er zu seinem Grundstoff „Erde/Materie“ hat. Oder mit den Worten, mit denen die Gebrüder Grimm einen Abschnitt im Deutschen Wörterbuch zum Thema „Erde“ beenden: „vom menschen bleibt nichts übrig als ein häufchen staub und erde, er löst sich wieder in einen grundstof, in ein element auf.“ Darauf muss jeder eine Antwort finden.